

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

16. (5. ordentliche) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

16. (5. ordentliche) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 25. November 1908, im großen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstr. 20/21.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XVIII her.

A. Allgemeines.

I. Eine litauische Hausindustrieanstellung, veranstaltet von dem uns befreundeten Verein Frauenerwerb E. V. (Erda) findet seit gestern und noch bis 27. d. M. unter dem Ehrenpräsidium der Frau Staatsminister von Moltke im Ministerium des Innern, Unter den Linden 72, statt. Ich habe mich von der Gediegenheit und Originalität dieser recht volkstümlichen Darbietung mit verschiedenen unserer Mitglieder und deren Damen überzeugt und kann einen Besuch um so mehr empfehlen, als Gelegenheit geboten wird, für ein Billiges hübsche, farbenfreudige hausindustrielle Erzeugnisse eines Volksstammes für das Weihnachtsfest zu kaufen, der leider in seiner Nationalität mehr und mehr zurückgeht, obwohl letztere weder in religiöser noch politischer Beziehung irgendwie bedroht wird. Die preußischen Litauer sind gute Patrioten und werden durch u. M. Herrn Pastor Dr. Gaigalat in Prökuls, Mitglied des Preuß. Abgeordnetenhauses, mit Sachkenntnis, Umsicht und Eifer vertreten.

II. Die Kino-Ausstellung für wissenschaftliche und gewerbliche Projektion und Automatik verbunden mit einer schultechnischen Abteilung vom 19. Dezember 1908 bis 3. Januar 1909 in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten ladet zur Besichtigung ein.

III. Internationale Ausstellung des Lyceum-Klubs für Volkskunst vom 20. Januar bis 20. März 1909, Voßstr. 32, in den Räumen des Wertheimschen Etablissements. Auf diese vielversprechende Vorführung mache ich schon jetzt mit der Bitte aufmerksam, bei mir passende Gegenstände aus der Provinz Brandenburg anzumelden,

da ich mit Genehmigung der Direktion des Märkischen Museums und unserer hochverehrten Frau Oberpräsident Exzellenz Elisabeth von Trott zu Solz in Potsdam, als Ehrenvorsitzenden der Brandenburgischen Gruppe, die Zusammenstellung der Gegenstände für die geschichtliche oder retrospektive Abteilung übernommen habe. Herr Kustos Buchholz unterstützt mich dabei bestens, ebenso der technisch-artistische Leiter dieser gesamten Abteilung Herr Professor Stöving. Die Beziehungen zur Heimatkunde bei dieser Ausstellung springen so sehr in die Augen, daß ich darüber viele Worte nicht zu verlieren habe.

IV. Gute Fassadenentwürfe für Stadt und Land werden jetzt in den verschiedensten Teilen Deutschlands gefördert und prämiert. Es gilt dem gedankenlosen und unpassenden Nachahmen städtischer Bauten auf dem Lande und ebenso dem leeren Protz mit elegant sein sollenden Stuck-Fassaden in den Städten durch Muster und gute Vorbilder entgegenzuarbeiten. Wem es mit der Erhaltung des Heimatsbildes Ernst ist und wer die privaten wie öffentlichen Bauten in Harmonie mit der Heimatkunde behandelt und gefördert wissen will, dem werden die hierauf abzielenden Bestrebungen sympathisch sein. Es gibt da noch unendlich viel zu tun. Ein Beispiel in unserm Vorort Deutsch-Wilmersdorf möge dies zeigen. Die Prämierung von Fassadenentwürfen, welche vom Magistrat dieser Stadt im Jahre 1907 angekündigt war, hat leider nicht den Erfolg gezeitigt, den die Behörde durch das Beispiel von Lübeck und Hildesheim ermutigt, 'gehofft hatte. Kein einziger Bauherr ist in den ausgeschriebenen Wettbewerb der Stadt Wilmersdorf eingetreten. Charlottenburg hat sich bei seinen neu angelegten Straßen den Einfluß auf die Hausfassaden dadurch gesichert, daß es als Verkäuferin von Grundstücken dem Käufer die Genehmigung seiner Fassaden zur Bedingung machte. Solche Fälle werden aber im ganzen recht vereinzelt vorkommen. Im allgemeinen hat die Kommune kein Bestimmungsrecht auf die Ausgestaltung des Straßenbildes, und die Baupolizei hat nicht das Recht, auf den Architekten einzuwirken, da die Behandlungen der straßenpolizeilichen Fragen auf ganz anderem Gebiete liegen. Es besteht allerdings ein Gesetz gegen die Verunstaltung von Ortschaften, aber die Vorschriften treten nur dann in Kraft, wenn die allerschlimmsten Verstöße verhindert werden sollen. Der Wilmersdorfer Magistrat hofft trotz des ersten Mißerfolges daß sich an dem neuen, soeben ausgeschriebenen Wettbewerb zahlreiche Architekten beteiligen werden. Die Grundstücksbesitzer haben sich unter Angabe des für den Entwurf verantwortlichen Architekten zur Konkurrenz zu melden und Photographie und Grundriß einzureichen. Das Preisgericht besteht aus den Mitgliedern der städtischen Hochbaudeputation. Sollte ein Preisträger auf den Geldpreis verzichten, so erhält er eine künstlerisch hergestellte Plakette, die auch geeignet ist, am Hause oder im Vestibül angebracht

zu werden. Der Betrag des Preises fließt dann als persönliche Stiftung des Preisträgers dem Kunstfonds der Stadt zu, aus dem öffentliche Plätze mit Standbildern und Brunnen geziert werden. — Vergl. Jahrg. XVII. S. 527 unsers Monatsblattes.

V. Vierundsiebzig Jahre des Vereins zur Beförderung der Klein-Kinder-Bewahr-Anstalten zu Berlin: Ich lege Ihnen die unter diesem Titel erschienene Festschrift des Vereins vor, der morgen seine Jubelfeier abhalten wird, desgl. das Programm für die Festlichkeiten. Wie segensreich derselbe, von kleinen Anfängen ausgehend, gewirkt hat, ist bekannt: 1834 waren 2, jetzt sind 20 Anstalten des Vereins vorhanden.

VI. Volkstrachten der Prignitz. Herr Oberregierungsrat von Jagow in Potsdam, früher Landrat in Perleberg für die West-Prignitz, schreibt mir am 3. September d. J.: Mehrere Damen der Prignitz hegen den Wunsch „Prignitzer Tracht“ wieder einzuführen, sowohl sie selbst tragend, als auch die Bäuerinnen usw. dazu bestimmend. Würden Sie die Güte haben, mir eine Beschreibung der historischen Prignitzer Tracht zukommen zu lassen?

Ich habe mich in meiner frühesten Jugend viel in der Prignitz aufgehalten, z. B. in Retzin (W.-Prignitz) bei Gans Edlem Herrn zu Putlitz, dem Vater des Dichters Gustav zu Putlitz, in Mesendorf (O.-Prignitz) bei Ökonomierat Paalzow, in dem benachbarten Luggendorf, in Triglitz bei Herrn von Jena und Pastor Ragotzky, in Krampfer (W.-Prignitz) bei General von Möllendorf, in Wittstock, Perleberg, Pritzwalk, Heiligengrabe, Maulbeerwalde, Kyritz. Gleichwohl ist mir eine eigentliche Volkstracht bei den Männern gar nicht bekannt geworden und bei den Frauen nur erinnerlich, daß sie faltig geknotete schwarze Kopftücher und gegen Sonnenbrand sogenannte Schuten mit langen Flügeln, fast genau entsprechend den sogen. „Helgoländern“ trugen. Aus dem Kreise unserer Brandenburgia-Mitglieder ist mir, nachdem ich wiederholt Umfrage gehalten, nur von unserm Ehrenmitglied Herrn Willibald von Schulenburg eine Auskunft zu teil geworden: In der West-Prignitz (Dörfer an der Elbe) habe ich einige Male eine rote Bluse gesehen, ob diese Nachklang an früheres rotes Mieder war oder nur modern, habe ich nicht erfahren, vermutlich das letztere. Ich lege einen flüchtigen Abklatsch nach einer Ölfarbenskizze bei (1887). Die betr. Frau hatte etwas Zigeunerhaftes, ein gelbes Gesicht und schwarzes Haar, übrigens braune Schürze und dunkelbraunen Rock. Vielfach in der Prignitz wird die sogen. Helgoländer Schute getragen, die man auch nicht als eigentliche Heimatstracht bezeichnen kann. Ferner ebenfalls nach einer Ölskizze (1887): hier war alles auf Blau gestimmt, milchig blaue Jacke, hellblaue Schürze, blauschwarzer Rock. Daß die erwähnten Damen selbst wieder Volkstracht tragen wollen, ist sehr verdienstlich;

nur das persönliche Vorbild kann da wirken, außerdem werden dadurch engere Beziehungen zwischen Hoch und Niedrig geknüpft. Am besten würde immer ein rotes Mieder sein, dazu wirkt immer der weiße Hemdvorstoß am Oberarm gut. Die Farbe des Rockes ist dann nicht mehr von solcher Bedeutung. Auch die jungen Männer müßten rote Westen tragen, arbeiten tun sie in der guten Jahreszeit in Hemdsärmeln, und beim Tanz in der wärmeren Jahreszeit zogen sie, früher wenigstens, auch oft die Jacken aus. Rot ist und bleibt die Farbe für das Landvolk. Ich habe übrigens im Laufe der Jahre viel, und auch mit sehr einsichtigen und klugen Bauern gesprochen über Wiedereinführung und Belebung der alten Trachten, aber viele sagten doch und mit gewissem Recht: „die Herrschaften sagen, wir sollen so gehen, aber sie selber wollen nicht so gehen.“ — Vor drei Jahren noch lernte ich in Nauheim einen Bauern aus dem Hannoverschen kennen, der dort als Kurgast weilte, ein jüngerer Mann und sehr wohl bewandert in allen ländlichen Fragen. Er hatte sich in dem betr. Hause, wo er wohnte, als „Bauer“ eingeschrieben, als seinen Stand. Er erzählte mir, als er dann zum Hause hinausging, lagen die anderen (Gäste) im Fenster und sagten höhnisch hinter ihm: „da geht der Bauer.“ Selbstverständlich waren es Städter.

Dieser Mann sagte, er würde in der Einführung ländlicher Volkstracht bei den Herrschaften eine Mitwirkung zur Lösung der schwierigen heutigen ländlichen Verhältnisse sehen.

Herr v. Schulenburg begrüßt deshalb den Entschluß der Prignitzer Damen und ich bitte unsere Mitglieder und Freunde bei der Beantwortung der Frage des Herrn von Jagow, wo es möglich ist, mitzuwirken.

VII. Das Hundertjährige Jubiläum der Städteordnung vom 18. November 1908.

Wenn auch in den letzten Tagen eine wahre Flut von Reden, Leitartikeln, wissenschaftlichen Abhandlungen, kleineren und größeren Büchern erschienen ist, welche sich mit diesem Thema orientierender Weise beschäftigen, so müssen wir dasselbe heut Abend selbstverständlich ebenfalls tun.

Es waren zwei bahnbrechende Gesetze, welche zur Wiedererhebung des niedergetretenen Preußischen Staats und Volks gleichmäßig beitrugen.

Zunächst für unsere Landbevölkerung und bereits im Jahre 1807 ergangen, das Edikt betreffend die Aufhebung der Erbuntertänigkeit und all des lästigen Zwanges und Bannes der für den einzelnen hiermit zusammenhing. Sonderbarer Weise hat man diese befreiende Tat nicht so laut gefeiert wie die Städteordnung, obwohl jene vielleicht noch folgenreicher gewesen ist. Vielleicht liegt es daran, daß die großen tonnel-

denden Zeitungen städtisch sind und die kleinen ländlichen Organe keine weit reichende Leserschaft haben.

Dann die Städteordnung vom 18. November 1808 selbst, welcher u. M. Herr Stadtarchivar Dr. Clauswitz die heut ausliegende vorzügliche Festschrift im Auftrage der Städtischen Behörden Berlins gewidmet hat.

Indem ich auf den Inhalt dieser wissenschaftlichen Publikation verweise, möchte ich noch auf einige Tatsachen und Schlagworte, die der Einführung vorhergingen, aufmerksam machen, wobei ich bemerke, daß die jetzt geltende Städteordnung zwar nicht im eigentlichen Prinzip der Selbstverwaltung, wohl aber in manchen beachtenswerten Einzelheiten von der Steinschen Städteordnung abweicht.

So wurde der Grundsatz, daß die kommunale Tätigkeit der Bürger eine ehrenamtliche sein solle, von Stein auf die äußerste Spitze getrieben: „Ausgezeichnete Männer müssen die Posten aus Liebe zum allgemeinen Besten selbst suchen.“ Selbst die Bürgermeister könnten, wenn es nicht anders ginge, zu ihrem Lebensunterhalt Gewerbe treiben.

Ein sehr großes Verdienst um die Städteordnung hat der Königsberger Stadtrat und Polizeidirektor Frey; er hat zwar nur für Königsberg i. Pr. eine Städteordnung verlangt, damit aber den Anstoß zu ihrer Verallgemeinerung gegeben. Die Einleitung zu seinem Entwurf beginnt mit den denkwürdigen Worten: „Zutrauen veredelt den Menschen, ewige Vormundschaft hemmt sein Reifen.“

Hieran klingt auch die Ansprache, welche unser Kaiser am Sonabend den 21. d. M. im Berliner Rathause gehalten.

Am 28. August 1808 antwortete Frey dem Minister von Schroetter: „Wenn Erweckung und Veredelung des Bürgersinns erreicht werden soll, dann muß das Bürgerrecht als ein Inbegriff von Befugnissen erscheinen, deren Erlangung bei allen Lasten doch wünschenswert sein muß.“

Die von Stein entworfene Kabinettsorder von Königsberg 25. Juli 1808 an Schroetter ist die Ursache des Zustandekommens der Städteordnung. Die genehmigende Kabinettsorder ist vom 18. November 1808; Silbergleit wählt das Datum vom folgenden Tage. Am 24. dess. legte Stein mismutig sein gemeinnütziges verantwortliches Amt nieder.

Noch 2 Ausführungen aus der selten gewordenen alten Städteordnung.

§ 74 heißt es kein Wahlrecht haben:

„Bürger weiblichen Geschlechts,“ da nun diese Bestimmung in der zur Zeit gültigen Städteordnung fortgelassen ist, so könnten Frauenrechtlerinnen folgern, daß jetzt „Bürger weiblichen Geschlechts“ Stimmrecht haben.

In § 140 heißt es: „der Kämmerer muß ein bemittelter Mann sein.“ Auch diese Bestimmung ist fortgefallen, also können auch Unbemittelte den Kämmererposten bekleiden.

Unvergeßlich wird mir und jedem Teilnehmer die vorher erwähnte Feier im Berliner Rathaus bleiben, bei der S. Maj. der Kaiser und König auf die Ansprache unsers Ehrenw. Oberbürgermeister Kirschner folgendes antwortete:

„Mein hochverehrter Herr Oberbürgermeister! Es war mir eine besondere Freude, durch Ihre Einladung Gelegenheit zu erhalten, an der heutigen Feier des hundertjährigen Bestehens der Städteordnung teilzunehmen und unter den Bürgern meiner Haupt- und Residenzstadt zu weilen. Ihren Worten über die Bedeutung der Städteordnung für unser Vaterland stimme ich aus voller Überzeugung zu. Der mit der Gewährung der Selbstverwaltung von meinem Ahnen seinem Volke gegebene Beweis des Vertrauens und der damit verbundene Appell an die geistige und sittliche Kraft des Bürgertums haben reiche Früchte gezeitigt. Echtes Gold wird klar im Feuer. Das echte Gold deutscher Treue und Tüchtigkeit, welche die Bürgerschaft der preußischen Städte erfüllen, ist im Feuer der Befreiungskirche geklärt und in hundertjähriger, ernster, opferfreudiger Arbeit für das Gemeinwohl bewährt. Diese Erkenntnis gibt mir die Zuversicht, daß die preußischen Städte und ihnen voran meine Haupt- und Residenzstadt Berlin auch in Zukunft die großen Aufgaben kommunalen und staatlichen Vorwärtsschreitens in Treue, Gewissenhaftigkeit und Kraft erfüllen werden. Weiter hege ich das feste Vertrauen, daß das Band der Treue und Zuneigung, welches in unsrem Vaterlande von alters her König und Bürgerschaft, Fürst und Volk so eng verbindet, sich immerdar als unzerreißbar erweisen wird. Wenn nach den Worten des Preußenliedes nicht immer heller Sonnenschein leuchten kann, und es auch trübe Tage geben muß, so sollen aufsteigende Wolken ihre Schatten niemals trennend zwischen mich und mein Volk werfen. Zur Erinnerung an die heutige Feier und als Zeichen meines Wohlwollens habe ich der Stadt Berlin mein Bildnis verliehen, welches Ihnen später zugehen wird. Gott segne meine Haupt- und Residenzstadt Berlin.“

Lauter Beifall ertönte, als der Kaiser geendet hatte.

Noch lege ich Ihnen vor den „Brandenburger Anzeiger“ vom 19. d. M. enthaltend einen größeren orientierenden Artikel „Zum Jubiläum der preußischen Städteordnung“ und dasselbe Blatt vom 21. enthaltend die Feier, wie sie sich in Brandenburg a. H. abspielte, mit dem Wortlaut der Ansprache u. M. Oberbürgermeister Dreifert und der weihevollen und bedeutenden Gedenkrede u. M. Stadtarchivar Professor Dr. Tschirch.

Die zweite große Publikation betitelt sich: Preußens Städte. Denkschrift zum 100jährigen Jubiläum der Städteordnung vom

19. November 1808. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes des Preußischen Städtetages von Professor Dr. Heinrich Silbergleit, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin.

Alle preußischen Städte über 25 000 Einwohner werden geschichtlich und statistisch nach allen Gebieten kommunaler Tätigkeit behandelt. Uns interessieren: Berlin, Brandenburg, Charlottenburg, Cöpenick, Forst, Frankfurt a. O., Guben, Kottbus, Landsberg a. W., Potsdam, Rixdorf, Schöneberg, Spandau und Wilmersdorf.

B. Persönliches.

VIII. Sanitätsrat Dr. Ossowidzki †. Nach kurzem Kranklager ist Herr Sanitätsrat Dr. Ossowidzki zu Oranienburg an einem hartnäckigen Herzleiden heute früh in seiner Wohnung, Mühlenstraße, im Alter von 64 Jahren verstorben. Der Verstorbene gehörte seit 16 Jahren der Stadtverordnetenversammlung an und war in seiner kommunalen Tätigkeit redlich bemüht, den Interessen der Stadt zu dienen. Besonders in hygienischer Beziehung ist ihm manche segensreiche Einrichtung zu danken. So ist die Kläranlage im städtischen Krankenhaus im wesentlichen sein Werk. Der Magistrat und die Stadtverordneten widmen dem Verstorbenen im „Oranienburger General-Anzeiger“ einen warm empfundenen Nachruf.

Der Verstorbene war als bedeutender Altertumssammler bekannt und hat die Mitglieder der Brandenburgia bei unserm Besuch am 7. September 1902 auf das liebenswürdigste gastlich empfangen und mit seinen Kunstschätzen und vorgeschichtlichen Fundstücken (letztere meist aus der Nachbarschaft) bekannt gemacht.

Wegen der Einzelheiten diesbezüglich verweise ich auf den Bericht XI. 257.

IX. Zu meiner Erwählung als Stadtältester von Berlin seitens des Magistrats sind mir seitens vieler Mitglieder sehr freundliche Glückwünsche zugegangen. Ich bemerke, daß die Wahl noch der Bestätigung durch die Stadtverordneten-Versammlung bedarf, auch die Ausfertigung der Bestätigungsurkunde wohl nicht vor dem Februar 1909 erfolgen wird. Ich bin auch gebeten worden, etwas über die Stadtältesten-Würde, ihre Rechte und Pflichten mitzuteilen. Erlauben Sie mir dies „post festum“ verschieben zu dürfen.

C. Naturkundliches und Technisches.

X. Herr cand. geol. Hans Spethmann, Hospitant der Brandenburgia, übersendet eine Studie über Island, zu der er das Material auf der unglücklichen Insel-Reise gesammelt, von der er, bekanntlich als allein Überlebender davon kam, während der Führer der Expedition Dr. von Knebel und sein artistischer Begleiter seither verschollen, wahr-

scheinlich ertrunken sind. Der Aufsatz, erschienen in der von Prof. Dr. Ed. Brückner in Wien herausgegebenen Zeitschrift für Gletscherkunde, Eiszeitforschung und Geschichte des Klimas (Bd. III. 1908 S. 36–43), lautet: „Der Nordrand des isländischen Inlandeises Vatnajökull“ und hat deshalb Interesse für unsere Heimat, weil es sich um das Inlandeis handelt, während die meisten Vergleiche, die mit unserer Diluvialvergletscherung pp. angestellt werden, von Meeresküstengletschern auf Grönland, Spitzbergen, den Südpolarländern u. s. f. entnommen zu werden pflegen.

So wiederholt, sagt Verf., in der Gegenwart die zwiefache Randentwicklung am Vatnajökull dieselben beiden verschiedenen Vergletscherungstypen, die, großzügig betrachtet, zur Diluvialzeit in Mitteleuropa entfaltet waren. Der Südrand unsers Inlandeises entspricht ungefähr dem Alpenumland im Eiszeitalter. Hier wie dort Talgletscher, Eisfächer und Vorlandvergletscherung. Der Norden des Vatnajökull ist hingegen das Analogon zum Südrand der nordeuropäischen Diluvialvergletscherung. Die reifen Formen des Pliocäns boten dem Eise so gut wie gar keine Hindernisse. Lediglich die Zone der deutschen Mittelgebirge wirkte störend, während auf all den zahlreichen Stillstandsphasen, die sich zwischen die baltische Depression und die Mittelgebirge einschalten, die gleichen Existenzfaktoren für den Eisrand herrschten wie heutzutage für den Nordrand des Vatnajökull. Gerade das so vielfach als ausschlaggebende Vorbild herangezogene grönländische Eis knüpft sich an seinem Randsaume fast durchgängig an ganz andere Voraussetzungen an. Dort erheischt die Bodenskulptur eine Aufteilung des Eissaumes und hindert fast ausschließlich die Entwicklung großer schwachkovexer Loben. Ferner setzt das Meer dort oft dem Eis eine künstliche Grenze, so daß die Randphänomene nicht die volle Ausbildung, ein reifes Auswachsen erhalten können.

Somit bietet der Nordrand des Vatnajökull den Schlüssel für manche Begleiterscheinung des norddeutschen Eises.

Neben einer äußern Formverwandtschaft harmonieren eine Anzahl genetischer Prozesse mit den diluvialen Vergletscherungen, insbesondere die Lößbildung. (S. 41.)

Interessant ist, was Sp. über die Entstehung der in unserm Kreise wiederholt besprochenen mehr oder minder kreisrunder Vertiefungen im Diluvium, die sogenannten Sölle, mitteilt, die beispielsweise über die Feldmark von Tempelhof verstreut sind.

S. 42. Dieselben Voraussetzungen, Schuttmaterial über einer Eismasse, traf ich 1907 in einem nicht kleinen Areale in der Askja im östlichen Zentralisland an, so daß die dort gewonnenen Resultate auf den Nordrand des Vatnajökull übertragen werden dürfen. Infolge einer Eruption von 1875 war eine bis 6 m hohe Firn- und Schneeschicht

durchschnittlich etwa 5—8 m hoch mit lockeren vulkanischen Auswurfprodukten beschüttet worden. Alljährlich war die Firnschicht, die steinerne Härte im Laufe der seither verstrichenen Zeit erhalten hatte, etwas abgeschmolzen, wodurch über ihr Hohlräume entstanden. Auf weite Strecken ging man wie über hohle Kellergewölbe, und aus der Tiefe war deutlich der Wiederhall der eigenen Schritte zu vernehmen. An mehreren Punkten waren die Hohlräume eingestürzt; teils traten sie als leere Erdtrichter entgegen, teils waren sie nachträglich mit Wasser aufgefüllt. Sie ähnelten in ihren Formen in jeglicher Beziehung den Söllen Norddeutschlands. Wir haben somit den tatsächlichen Beweis der schon lange gehegten Vermutung, daß Sölle Einsturzprodukte sein können. Solche Sölle seien Einsturzsölle genannt. Dabei sei aber theoretisch nicht von der Hand gewiesen, daß andere auch der Strudelwirkung von Gletscherwassern ihr Dasein verdanken können. Derartige Gebilde würden als Strudelsölle zu bezeichnen sein.

XI. Diluvialfunde in Taubach, Ehringsdorf und Weimar. Über die Untersuchung der Diluvialschichten dieser drei beieinanderliegenden, einander ergänzenden Örtlichkeiten und ihre Wichtigkeit für die Chronologie auch unserer brandenburgischen losen Diluvialschichten und ihrer osteologischen wie archäologischen Vorkommnisse habe ich Ihnen bereits früher berichtet. Neue bezügliche Untersuchungen hat Herr Dr. phil. H. Hahne, Privatdozent für europäische Vorgeschichte an der technischen Hochschule und Assistent am Provinzial-Museum zu Hannover, mit seinem geologischen Freunde Dr. Wüst unter Zuhilfenahme eines Stipendiums aus der hiesigen Dr. Fedor Jagor-Stiftung, deren Dezernent ich bin, kürzlich unternommen und darüber in der hiesigen Gesellschaft für Anthropologie pp. kürzlich berichtet, vgl. Heft 5 1908 der Zeitschrift für Ethnologie S. 831—833. Ich lege Ihnen den Bericht vor, desgl. einen auf dieselbe Gegend bezüglichen Bericht des Herrn Prof. Dr. Verworn in der Versammlung des Anthropologischen Vereins zu Göttingen vom 22. Mai d. J. im Korr.-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie pp. August 1908 S. 63.

XII. Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke. Ich lege das Novemberheft d. J. vor und mache aufmerksam darin auf den elektrischen Greiferbetrieb für Kohleförderung in Rummelsburg, auf die Bogenlichtverwendung im Schulteschen Kunstsalon sowie auf die Verwendung des elektrischen Lichts für Reklamezwecke.

D. Kulturgeschichtliches.

XIII. Spiele aus alter Zeit. Mit zeitgenössischen Abbildungen nach fotogr. Aufnahme von Hachette & Co. in Paris. Unter diesem Titel veröffentlicht unser Ausschußmitglied Herr Robert Mielke in der vorliegenden „Gartenlaube“ Nr. 45 von 1908 S. 957 bis 960 einen sehr

interessanten zeitgemäßen Aufsatz, zeitgemäß, indem man darin u. a. eine Abbildung des jetzt in der zivilisierten Welt überall wieder hervorgesuchten Diablo-Spiels sieht aus der Zeit von etwa 1800. Zwei Damen und Herren sind so wütig auf das Spiel versessen, daß sie nicht achten, wie sie dabei einen großen Spiegel bereits zertrümmert haben, wie der schwarze Groom ihren Sekt austrinkt und der Stubenhund den Federhut der einen Dame zerzaust.

Nachträglich teilt u. M. Herr Pfarrer E. Handtmann in der Potsdamer Tageszeitung No. 295 d. J. folgendes mit: „Alt-Potsdamer Erinnerung tauchte in mir urplötzlich auf, als ich in der Sonntags-Beilage für November d. J. das Bild S. 379 le Jeu du Diable und den Text dazu S. 382 vor die Augen bekam. Ich sah mich um sechzig Jahre zurückversezt hin nach dem großen Hofe des Kadettenkorps, wo nahe der großen noch dastehenden Linde zwei kleine Kadetten mit dunklen Gesichtern und kurzem Kraushaar mittelst zweier schnurverbundener Stäbchen kleine blecherne Doppelkegel hoch in die Luft schnellten, die unter pfeifendem Getöse hochsausten und bald mit gurgelndem Gebrumm niederpurzelten, von flinker Hand dicht über dem Erdboden mit der Fangschnur wieder gefaßt und aufs neue emporgeschleudert.

Die so spielenden Kadetten waren keine Preußen, es waren „Moldauer“, wie man sich damals, anno 1849 oder 1850 (?) ausdrückte, d. h. Rumänische junge Adlige, welche gastweise im hiesigen Kadettenkorps erzogen wurden. Als ich nun mit dem leicht begreiflichen Kinderwunsche, auch solches Spiel zu erhalten und zu handhaben, vor meinen Vater, der damals Lehrer am Kgl. Kadettenkorps war, trat, ward ich dahin belehrt:

1. Der Name Jou-jou, den die Moldauer ihrem Spiele beilegen, ist unrichtig. „Jou-jou“ bezeichnet ein anderes Spielzeug, eine Art Doppelscheibenrad, welches, durch eine sich um die zwischen beiden Scheiben innerhalb liegende Achse ringelnde Schnur in Schnellbewegung gesetzt zwischen Erdboden und Ellenbogenhöhe auf- und niedergeschneilt wird. Spielregel: nie den Boden mit der niederfahrenden Scheibe berühren. Das von den Moldauern betriebene Spiel heißt herkömmlich „diable, jeu de diable“, hier zu Lande im Volksjargon „Surre, Surrespiel“.

2. Der Wunsch nach demselben kann nicht erfüllt werden. Denn zur Zeit — d. i. 1849 bzw. 1850 — gibt es solches Spielzeug in unseren Spielzeuggläden nicht mehr. Die Moldauer haben es mutmaßlich aus ihrer Heimat Jassy oder aus Paris mitgebracht. Fünfzig Jahre früher war es auch hier in Gebrauch gewesen. Mein Vater, der als Hofgärtnersohn zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts der Dorfjugnd angehört hatte, die in jener harmlosen Zeit der „Schulze von Paretz“ als Spielkompanie für die königlichen Prinzen mobil machte, erinnerte sich,

daß er noch in späteren Jahren in Charlottenhof mit den jüngeren Prinzen Karl und Albrecht von Preußen Diable gespielt habe.

Neunzehn Jahre später. Ich war im Jahre 1863 amtlich veranlaßt, mich während dreier Sommermonate in Dorf Gröben, Kreis Teltow, aufzuhalten, wohnte einige Wochen lang in dem damals verlassen dastehenden alten Schlosse Gröben der weiland Grafen Schlaberndorf. Dort unter allerlei altem Gerümpel stieß ich zufällig auf das S. 379 wiedergegeben altfranzösische Bild. Der Name des Zeichners ist mir entfallen. Gern erführe ich ihn wieder durch einen Fachkenner. Ich mutmaße: jener Zeichner gehört dem Sinneskreise der Rousseau-Voltaire-Schule an, welche in Manier von Voltaires sozialem Romane Jeannot et Collin den „tiers-état“ — das Bürgertum — gegen die Adels- und Hofwirtschaft vor der französischen Revolution aufzustacheln bestrebt war.

Jenes Bild gab reichlich Stoff zur Erörterung in sehr verschiedenartiger Gesellschaft in Potsdam, in Potsdams Nähe, in anderen Gegenden, wenn gerade der betreffende Punkt bei Verhandlungen über „Volkskunde“ berührt wurde. (Namen können auf Wunsch genannt werden.) So erinnere ich mich z. B., daß im Kreise Königsberg (Neumark) die Volksredensart „mit jemand Deibel spielen“ = „heillosen Unfug treiben“ und in der Westprignitz die gleiches bezeichnende Phrase „mit jemand den Teufel tanzen lassen“ in Beziehung zum — inzwischen fast vergessenen — Diable-Spiel gesetzt wurde. X

Mit Recht wird in der Potsdamer Zeitung S. 382 der alte Charakter des Sommer 1908 so viel von sich reden machenden angeblich für neu und als Import aus Italien angesehenen Spieles betont. Ich bemerke hierzu: ein altes Exemplar aus Blech mit Lärmlöchern befindet sich im ehemaligen prinzlichen Spielzeugzimmer des Schlosses zu Paretz. X

Woher der wunderliche, bei einem Kinderspielzeug seines abstoßenden Klanges wegen auffällige Name?

Hierüber belehrt uns hinreichend — Resultat unserer vorerwähnten Besprechungen! — das vorgeführte Bildnis.

Dieses Bild ist ein Satyrbild, in welchem mit dämonischem Hohn der Sittenzustand während des 17. und 18. Jahrhunderts innerhalb der Société de la France gegeißelt werden soll. Es stellt in Freiphantasie eine jener verruchten Persönlichkeiten dar, welche man dazumal im Volksjargon des Pariser Französisch als „diabliesse“ — zu deutsch noch heute „Engelmacherin“ — kennt. Im heimlichen Sold reicher Uebeltäter sorgten diese Megären dafür, daß die anscheinend mit Tändeleien verhätschelten Früchte unlauterer Verhältnisse „dem Teufel, der in der Luft nebst den bösen Geistern unter dem Himmel herrscht, Ephes. 6, 12!“ in die Klauen befördert wurden. d. h. daß diese armen Wesen „zufällig“ verunglückten und nicht zu lange „der Gesellschaft und deren Geldbörsen“ lästig blieben.“

Eine andere Darstellung anscheinend 16. Jahrhundert stellt das Cricket in bürgerlichem Kreise und eine andere ebenso alte das Tennispiel bei Hofe dar.

XIV. Butternde und drehende Hunde. U. M. Herr Dr. Fiebelkorn schreibt folgendes:

Gestern las ich im Oktoberhefte des Monatsblattes der Brandenburgia und fand dort auf Seite 322 den Artikel „Butternde Hunde.“ Derselbe erinnerte mich lebhaft an etwas, was ich kürzlich in Süddeutschland gesehen hatte. Bei dem Besuch einer Tonwarenfabrik in Sufflenheim im Elsaß sah ich einen Hund, welcher in derselben Weise arbeitete, wie von Ihnen geschildert, nur diente sein Laufen dazu, eine Kugelmühle zum Mahlen von Glasuren anzutreiben. Ich erlaube mir, Ihnen anbei No. 109 der Tonindustrie-Zeitung zu übersenden. Sie finden dort auf S. 1652 in Bild 11 die Sache dargestellt. Ich habe den Hund photographieren lassen, leider ist bei den schlechten Lichtverhältnissen in der Fabrik die Photographie nicht besonders deutlich geworden und hieran leidet auch das Klische. Immerhin kann man an dem Bilde sehen, wie der Hund läuft. Abweichend von Ihrer Schilderung ist in Sufflenheim, dass die Scheibe, auf der der Hund trabt, nicht ansteigend, sondern horizontal ist. Der Hund war derartig für seine Arbeit begeistert, daß er nicht die Zeit erwarten konnte, bis er angespannt wurde, und immer wieder von neuem zu heulen und zu bellen anfang.

Mit bestem Dank an Herrn Dr. Fiebelkorn reiche ich die betr. Abbildung herum. Als Tierfreund füge ich hinzu, daß solange der Hund so begeistert für die Arbeit ist, er nicht als ein gequältes Geschöpf bedauert werden kann. Man bedauert bei uns oft die Ziehunde, sofern aber dieselben kräftig sind, ist dieses Mitleid deplaziert. So sah ich kürzlich in der Paulstraße einen großen Hund, der zunächst für mich in unerklärlicher Weise immer an seinem Herrn emporsprang und ihn stürmisch zu lecken und umarmen suchte, dann sprang das Tier an die Deichsel seines ziemlich schweren Wagens und heulte solange vor Freude und stürmischer Ungeduld bis er zum Ziehen angespannt war und es davon ging.

XV. Mainzer Volks- und Jugendbücher. Von dieser für den Weihnachtstisch bestens zu empfehlenden Serie übersendet uns unser eifriges Mitglied Herr Redakteur Wilhelm Kotzde folgende Bände:

1. W. Kotzde: Der Tag von Rathenow;
2. ders.: Im Schillschen Zug;
3. Carl Ferdinandt: Die Pfahlburg;
4. ders.: Im Normannensturm (in der Eifel);
5. Eberhard König: Ums heilige Grab.

Alle vier Bücher sind nicht bloß für Kinder von Interesse; ich

habe sie selbst gern gelesen und bitte auch die Anwesenden von diesen vortrefflichen Volksschriften Kenntnis zu nehmen.

XVI. Skizze einer Geschichte der Stadt Berlin. Zugleich ein Wegweiser durch die Veröffentlichungen des Vereins für die Geschichte Berlins dargebracht dem Internationalen Kongreß für historische Wissenschaften, Berlin 1908.

Auf diese Schrift, Heft XVII, der Veröffentlichungen des uns befreundeten Vereins, erlaube ich mir unsere Mitglieder und Freunde ganz besonders aufmerksam zu machen. Auch der in unserer Ortsgeschichte Bewanderte wird des Neuen und Denkwürdigen hierin reichlich finden.

E. Bildliches.

XVII. U. Fürstenwalder M. Herr Chemiker Ernst Schenk erfreut uns mit 6 schönen von ihm aufgenommenen großen Photographien:

1. und 2. vom Innern des Rüdersdorfer Kalkbergwerks, Tiefbau im Reden-Bruch und im Alvensleben-Bruch über dem jetzigen Tiefbau. 18. Oktober 1908.

3. Trebus bei Fürstenwalde a. Spree. Fundstellen des roten von mir sogen. Trebuser Sandsteins, an welchem neuerdings Gletscherschrammen nachgewiesen wurden. 4. Okt. 1908. Vergl. meinen Artikel über den Trebuser Sandstein, Jahrg. VII S. 378—387.

4. Die bekannte Fundstelle von Feuersteinwerkzeugen und Splintern auf dem linken Ufer der Löcknitz zwischen Kienbaum und Liebenberg. 11. Okt. 1908.

5. Tal der Löcknitz vor Liebenberg, von der Fundstelle auf dem linken Ufer.

6. Mühlenteich und Löcknitz bei Klein-Wall. 11. Okt. 1908.

Herzlichen Dank für diese Spende zur Bildersammlung der Brandenburgia, deren Pflege Herr Plack übernommen hat.

XVIII. Die hochgeschätzte Firma G. Heuer & Kirmse, Photographien und Radierungen, Berlin W. 15, Schaperstraße 20, überreicht einen Musterkatalog mit vielen schönen als Christgeschenke wohlgeeigneten Probeabbildungen sowie eine neue Ausgabe der beiden Ansichtspostkartenserien betreffend das Märkische Museum. Sie sind in Kupferhandpressendruck mit besonderer Weichheit und Anmut dargestellt, sowohl als erfreuliche Geschenke als auch für den Korrespondenzgebrauch außerordentlich geeignet.

XIX. Endlich lege ich Ihnen noch eine sinnige Schrift unsers verehrten Mitgliedes Herrn Sanitätsrat Dr. Richard Cohn: „Farbe und Seele“ mit bester Empfehlung und verbindlichstem Danke vor.

Ich bitte dabei zu vergleichen, was Herr Cohn über die rote Farbe uns mitteilte bei Gelegenheit des von Fräulein Elisabeth Lemke unter

diesem Titel in der Brandenburgia gehaltenen Vortrags, Brandenburgia, Monatsblatt Jahrg. XVII S. 213.

Es lag nahe, Fräulein Lemke zu ersuchen, über das Cohnsche Buch zu referieren, sie hat diese Bitte nachstehend erfüllt.

Ehe ich zu meinem kleinen Vortrag über die Pimpinelle schreite, habe ich auf Wunsch des Herrn Geh.-Rat Friedel auf ein kleines Buch hinzuweisen: „Farbe und Seele“ von Dr. Richard Cohn (Berlin, Hugo Steinitz, 1908). Herr Dr. Cohn hat sein Thema mit großer Innigkeit und unter Heranziehung zahlreicher Vorstellungen, Erfahrungen und Schlüsse geschrieben, und es dürfte ihm aus den Leserkreisen viel Zustimmung zu teil werden. Als Motto wählte er die Worte: „Im Getriebe der Weltfahrt werden die akustischen Dissonanzen immer größer; man muß sich an die Farben halten, die still und beschaulich leben und das Gemüt mit anspruchsloser, geräuschloser Liebe erfüllen.“ — Es fehlt leider heut die Zeit, näher auf „Himmelrot und Erdenrot“, „Farbenmusik“ usw. einzugehen und verweise ich Sie deshalb des weitern auf die Lektüre des Büchleins selbst.

XX. Fräulein Elisabeth Lemke: Die Pimpinelle in der Volkskunde. Der Vortrag wird im nächsten Heft als besonderer Aufsatz erscheinen.

XXI. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Hofbräu-Restaurant zum Roland von Berlin, Potsdamer Straße 127—128.

Der Bürgereid im alten Jüterbog.

Von Past. em. Zimmermann.

Auf dem Rathaus zu Jüterbog wird ein Holzklötzchen verwahrt, unten 25 cm lang, oben 16 cm, Durchmesser 8 cm, welches auf der Vorderwand das jüngste Gericht, rechts Christus am Kreuz, auf der linken Seite die ehernen Schlangen und auf der Rückseite die Auferstehung darstellt. Diese farbigen Gemälde sind aus Papier und auf den Holzklötz geklebt, leider aber von Wurmstich sehr mitgenommen.

Den Bemühungen des jetzigen Herrn Bürgermeisters ist es gelungen ein Schriftstück aufzufinden, dessen Abschrift ich beifüge und das sich auf die Benutzung des Klötzchens beim Bürgereide bezieht, mit folgendem Wortlaute:

Admonitio,

welche denen jungen Bürgern bei Ablegung des Bürger-Eydes zu halten ist.